Dieter Langewiesche

Föderative Nation, kulturelle Identität und politische Ordnung (Rück-)Blick aus dem 19. Jahrhundert

1. Das Ende des Alten Reiches als Herrschaftsverdichtung im vielstaatlichen ‚Deutschland‘

Die deutsche Nation ist älter als der deutsche Nationalstaat. Deshalb standen die Deutschen bei ihren zwei ersten Anläufen, einen Nationalstaat zu erzwingen, 1848 und 1871, nicht vor der Aufgabe, eine nationale kulturelle Identität zu erschaffen. Es gab sie. Eine bewußte Vorstellung von ihr hatte allerdings zunächst nur eine eng begrenzte Zahl von Menschen, Gebildete vor allem¹. Doch das unterschied die deutsche nicht von anderen europäischen Nationen. Innere Nationsbildung war überall, auch im westlichen Europa, ein Prozeß, der erst im 19. Jahrhundert weite Kreise der Bevölkerung durchdrang – langsam und in kleinen Schritten in Friedenszeiten, in Zeiten von Revolution und Krieg in schnellen Schüben. In ihrem zeitlichen Verlauf variierte die innere Nationsbildung im Europa des 19. und auch noch des 20. Jahrhunderts von Nation zu Nation, von Staat zu Staat. Abgeschlossen ist sie nie. Innere und äußere Entwicklungen halten sie flüssig.

Wenn man kulturelle Identität, ein Leitbegriff der Tagung, aus der dieses Buch hervorgegangen ist, der inneren Nationsbildung zurechnet – das tue ich, um nicht in die Schwierigkeiten zu geraten, die Lutz Niethammer bewogen, Identität ein wissenschaftlich unbrauchbares Plastikwort zu nennen und ein dickes Buch darüber zu schreiben² – ist es nicht angemessen, die deutsche Nation eine verspätete

¹ Vgl. dazu vor allem *Ute Planert*, Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden (Paderborn 2007); *Horst Carl*, Der Mythos des Befreiungskrieges – Krieg und „martialische Nation“ im Zeitalter der Revolutions- und Befreiungskriege 1792–1815, in: *Dieter Langewiesche, Georg Schmidt* (Hrsg.), Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg (München 2000) 63–82; *Julia Murken*, Bayerische Soldaten im Rußlandfeldzug 1812. Ihre Kriegserfahrungen und deren Umdeutungen im 19. und 20. Jahrhundert (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 147, München 2006).

² *Lutz Niethammer*, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur (Reinbek bei Hamburg 2000).

zu nennen. Was sie allerdings von anderen Nationen in Europa unterschied, keineswegs von allen: Die Grenzen von Nation und Staat deckten sich nicht, die deutsche Nation entstand nicht in einem gemeinsamen Staat. Die längste Zeit ihrer Existenz lebte sie vielstaatlich, eingebunden in ihrer Vielstaatlichkeit jedoch in eine überwölbende politische Ordnung; erst die Jahrhunderte des Alten Reiches, dann der Deutsche Bund. Er überdauerte zwar nur ein halbes Jahrhundert, aber doch länger als der erste deutsche Nationalstaat. Die deutsche Nationalgeschichtsschreibung hat ihn dennoch meist ins historische Abseits verbannt: ein a-nationales, zur Liberalisierung unfähiges europäisches Hindernis, das Metternich 1815 auf dem Wiener Kongreß zum Wohle der vielnationalen Habsburgermonarchie einem preußisch-deutschen Nationalstaat in den Weg gestellt habe. Der Deutsche Bund gehörte jedoch zu den institutionellen Klammern um das vielstaatliche Gebilde, das man Deutschland zu nennen pflegt. Sie wirkten sich in den einzelnen Herrschaftsgebieten unterschiedlich aus, und das veränderte sich im Laufe der Jahrhunderte.

Mit Blick darauf bedeutete das Ende des Alten Reiches, auf das ich aus dem 19. Jahrhundert zurückblicken soll, nur eine graduelle Änderung in einem langen historischen Entwicklungsprozeß³. Eine tiefe Zäsur in der europäischen und der deutschen Geschichte, jedoch für die vielstaatliche Existenz der deutschen Nation und auch für die institutionellen Klammern zwischen den deutschen Staaten kein Entwicklungsbruch, sondern eine graduelle Änderung. Was damals geschah, zielte auf eine stärkere Verdichtung der Herrschaftsordnungen im Gebiet des Alten Reiches. Herrschaftsverdichtung in zwei Richtungen: zwischen jenen Staaten, die das Ende des Reiches überlebten und in das Gehäuse des Nachfolgers, den Deutschen Bund, aufgenommen wurden, und innerhalb dieser Staaten.

Ein starker Schub an Herrschaftsverdichtung – darum ging es damals, und das wurde erreicht. Ein zentralisierter Staat war nicht vorgesehen. Nicht auf Seiten der Fürsten, und im Kreis der national denkenden Gebildeten allenfalls bei wenigen. Ein Zentralstaat als Nachfolger des Alten Reiches, gar ein Nationalstaat, lag außerhalb des Realisierbaren. Die Macht-Akteure im politischen Handlungsraum wollten ihn nicht, und auch im politischen Ideenraum hatten ihn nicht viele vor Augen.

³ Das Folgende habe ich näher ausgeführt in: Das Alte Reich nach seinem Ende. Die Reichsidee in der deutschen Politik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Versuch einer nationalgeschichtlichen Neubewertung in welthistorischer Sicht, in: *Langewiesche, Reich, Nation, Föderation. Deutschland und Europa* (München 2008) 211–234, und in: *Kleinstaat – Nationalstaat. Staatsbildungen des 19. Jahrhunderts in der frühneuzeitlichen Tradition des zusammengesetzten Staates*, in: ebd. 194–210.

2. Das Nationalmärchen vom deutschen Dornröschen und dem preußischen Erlösungskuß – zur retrospektiven Umdeutung deutscher Geschichte

Viele haben den historisch verbürgten Unwillen der Deutschen zum Zentralstaat später beklagt, versäumte Chancen zu entdecken gewähnt, Schuldige gesucht und gefunden. Doch das sind alles retrospektive Umdeutungen der Geschichte. Sie dienen dazu, der vielstaatlichen deutschen Nation im Nachhinein einen frühen Willen zum Nationalstaat aufzupfropfen – ein Umschreiben der deutschen Geschichte auf den Nationalstaat hin, ein geschichtspolitischer Legitimationsakt, indem man dem jungen Nationalstaat von 1871 eine Vorgeschichte stiftet, in welcher der Wille zum Nationalstaat schon längst vorhanden gewesen sei und nur auf die Möglichkeit gewartet habe, endlich verwirklicht zu werden.

Die deutsche Nation, so ließe sich dieses Geschichtsbild erzählen – eine Märchenprinzessin, die auf den erlösenden Kuß des Prinzen wartet, um endlich aus ihrem Reichsschlaf zu erwachen und in den ersehnten Nationalstaat geführt zu werden. „Erwachen“ der Nation ist dafür das übliche Sprachbild; damals und auch heute noch. Es mußte ein preußischer Kuß sein, natürlich, denn man brauchte einen militärisch starken Prinzen für die nationalstaatliche Erlösung des deutschen Dornröschens, zu undurchdringlich war es umschlossen von dem Dickicht einer vielhundertjährigen Geschichte aus reichischen und einzelstaatlichen Traditionen, die mit Gewalt durchbrochen, gelichtet, gerodet werden mußten. Das Dickicht, in dem man das deutsche Nationaldornröschen schlummern wählte, pflegte man, und pflegt man noch immer, partikularistisch zu nennen.

Das *Deutsche Wörterbuch* der Brüder Grimm verzeichnet „partikular“ als „gegensatz zu universell“ und nennt als Beispiel das jüdische Volk in seiner „geschichte und lehre“⁴. Eine politische Abwertung ist damit nicht verbunden. Sie kennzeichnet aber seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Wort „Partikularismus“. Es wurde als politischer Richtungs-begriff von den „Anhängern der deutschen Einigung unter preußischer Führung im pejorativen Sinn geprägt, um die Gegner dieses politischen Zieles zu diskriminieren“⁵. Sie hatten Erfolg. „Partikularismus“ verfestigte sich zu einem Schlagwort, mit dem undeutsche Haltungen gebrandmarkt wurden. So ließ z.B. gegen Ende des Jahrhunderts Meyers Konversationslexikon Heinrich IV. gegen „Partikularismus und Ultramontanismus“ kämpfen, deren vereinten, „mit Hinterlist und Gewalt ausgeführten Angriffen“ er erlegen sei⁶. Im frühen 19. Jahrhundert sah das Lexikon von dem national-

⁴ Deutsches Wörterbuch von *Jacob Grimm* und *Wilhelm Grimm*, 16 Bde. (Leipzig 1854–1960) Bd. 7 (13. Teilband) 1889; zit. n. der Onlineversion: [http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/\(Stichwortsuche nach „partikular“\)](http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/(Stichwortsuche%20nach%20partikular)).

⁵ *Irmline Veit-Brause*, Partikularismus, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 4 (Stuttgart 1978) 735–766, 735.

⁶ Meyers Konversationslexikon 4. Aufl. (Leipzig, Wien 1885–1892) Bd. 8, 311; Online: <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=107844>.

staatlichen Sehepunkt, von dem es in die Geschichte blickte, die „Bevölkerung des rheinbündnerischen Deutschland [...] dem politischen Leben zu lange entfremdet, als daß die öffentlichen Zustände und die Zukunft der Nation sie hätten beunruhigen können. In der Armee und einem Teil der Gebildeten entwickelte sich sogar ein kräftiger Partikularismus“⁷. „Partikularismus“ benennt hier das verdammungswürdige Gegenstück zu „deutsch nationaler Haltung“⁸.

Dieses preußisch-protestantische Geschichtsbild, wie es im 19. Jahrhundert entstand, ist erstaunlich zählebig. Ich habe es nur ein wenig verfremdet, indem ich es als Märchen erzählt habe. Heute wird diese wirkungsmächtige Geschichtserzählung von den Historikern nur noch selten unverhüllt weitergegeben. In verhüllter Gestalt hingegen lebt es bis in die Gegenwart in zwei Darstellungsmustern fort oder ist sogar immer noch dominant: in der Selbstverständlichkeit, mit der deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts als eine kleindeutsche Geschichte ohne Österreich geschrieben wird. Und zweitens, damit eng verbunden, in dem Negativbild des Alten Reiches, vor dem der Weg zum deutschen Nationalstaat meist in zwei Varianten verläuft. Entweder wird er als eine Erfolgsgeschichte entworfen, weil nun endlich erreicht wurde, was so lange vom Reich verhindert worden sei – die Überwindung der deutschen Vielstaatlichkeit als eine längst überfällige Modernisierungstat. Oder diese Erfolgsgeschichte des 19. Jahrhunderts, so die zweite Variante, wird erneut retrospektiv umgeschrieben, wenn sie aus der Sicht des 20. Jahrhunderts als ein antiwestlicher Sonderweg ausgewiesen wird. In allen Spielarten dieses deutschen Geschichtsbildes steht das Alte Reich im Zentrum: eine mächtige Geschichtsblockade auf dem Weg zum deutschen Nationalstaat, der, um den Untertitel der Tagung aufzunehmen, politische Ordnung und kulturelle Identität endlich in einem einheitlichen Raum zu vereinen verspricht.

Wie sehr das Alte Reich weiterhin unsere Vorstellung der deutschen Nationalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts bestimmt, als Hemmnis und Ballast, illustrieren die kurzen, markigen Worte, mit denen die drei meistbeachteten monumentalen Geschichtswerke der Gegenwart über das nach-reichische Deutschland anheben: „Im Anfang war Napoleon“ – „Im Anfang steht keine Revolution“ – „Im Anfang war das Reich“. Thomas Nipperdey, Hans-Ulrich Wehler, Heinrich August Winkler⁹ – ihre Auftaktworte rücken den Beginn der deutschen Moderne jeweils in unterschiedliche Langfristperspektiven, doch jede bezieht sich auf das Reich, das überwunden werden mußte. Das gelang nur unvollständig, so signali-

⁷ Ebd. Artikel Deutscher Befreiungskrieg (Freiheitskrieg) Bd. 4, 767: <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=104124>.

⁸ Ebd. Artikel Karl I. Friedrich Alexander, König von Württemberg, Bd. 17, 479: <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=117645>.

⁹ *Thomas Nipperdey*, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat (München 1983) 11; *Hans-Ulrich Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815 (München 1987) 35 (der erste Satz des „Ersten Teils“; die vorangehende Einleitung erläutert das Konzept des Werkes); *Heinrich August Winkler*, Der lange Weg nach Westen. Bd. 1: Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik (München 2000) 5.

sieren diese drei Ausgangspunkte für die historiographischen Wege durch das 19. und 20. Jahrhundert.

Derjenige Autor, der das Reich strukturell am stärksten überdauern sieht, Heinrich-August Winkler, bewertet die Geschichtskraft, die es über sein Ende hinaus entfaltet, am negativsten. Das ist konsequent: viel Reichserbe, viel historische Bürde. Deshalb zieht sich in Winklers Werk das Fortleben der Reichsidee als der Faden des Verhängnisses durch die deutsche Nationalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, weil sie die Deutschen daran gehindert habe, sich als Nation im geschlossenen Gehäuse eines Nationalstaates einzurichten, um so Kulturnation und Staatsnation, Staatsraum und Identitätsraum zur Deckung zu bringen.

So unterschiedlich die Wertungen der drei Autoren sind, so unterschiedlich sie ihre Werke konzeptionell angelegt haben – der gemeinsame Fluchtpunkt ihrer Darstellung ist der deutsche Nationalstaat, wie er 1871 erstmals verwirklicht worden ist. Das Alte Reich erscheint als Vorgeschichte, die belastet, weil sie nicht gründlich genug überwunden worden ist: keine Revolution, nur Napoleon; das Reich geht unter, aber es lebt fort als ein Mythenkäfig, so das Bild, das Winkler zeichnet, ein Mythenkäfig, den selbst der Nationalstaat nicht sprengen konnte, und auch nicht sprengen wollte, weil er ihm eine Vorgeschichte schuf, die Legitimität erzeugte. Alter verleiht Legitimität. Das ist die Aufgabe nationaler Mythen in allen Nationen¹⁰.

3. *Föderativnation* als Klammer zwischen dem Alten Reich und dem 19. Jahrhundert

Dem skizzierten Geschichtsbild – seine Grundlinie wurde mit ein wenig Polemik scharf konturiert – soll nun ein anderer Rückblick aus dem 19. Jahrhundert in die Zeit des Alten Reiches entgegengestellt werden. Gefragt wird erneut: Welche Geschichtslinien laufen über die Zäsur der Auflösung des Reiches hinweg in die ‚neue Zeit‘? Der Sehepunkt, von dem aus zurückgeblickt wird, ist aber nicht der Nationalstaat; es wird nicht gefragt, warum er solange auf sich warten ließ. Es gilt vielmehr zu verstehen, warum vor seiner Existenz, also vor 1871, erst recht vor 1848, so viele Deutsche ihre Zugehörigkeit zur deutschen Nation, ihre national-kulturelle Identität nicht auf einen gemeinsamen Nationalstaat ausgerichtet haben. Warum hielten sie es für möglich, vielstaatlich zu leben und dennoch sich einer gemeinsamen Nation zugehörig zu fühlen?

¹⁰ Ein Versuch, die Wirkungskraft zu entmythologisieren, die nationalen Mythen gewöhnlich zugeschrieben wird: Dieter Langewiesche, *Unschuldige Mythen. Gründungsmythen und Nationsbildung in Europa im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Kerstin von Lingen (Hrsg.), *Kriegserfahrung und nationale Identität in Europa nach 1945. Erinnerung, Säuberungsprozesse und nationales Gedächtnis* (Paderborn 2009) 27–41.

Diese Idee von Nation war föderativ ausgerichtet¹¹. Die Föderativnation als Gegenpol zur zentralstaatlichen Nation erschließt sich in ihrer historischen Gestalt nur, wenn man die Verbindungslinien zwischen dem Alten Reich und seinen Nachfolgern anders zieht als dies üblich ist, offenere Geschichtslinien, mit dem zentralisierten Nationalstaat als *eine* Option unter mehreren, keine zwangsläufige, die alle anderen Formen als geschichtsdefizitär ausweist. Zumal die Option Nationalstaat im deutschen Sprachraum erst im Laufe des 19. Jahrhunderts aus dem Ideenraum in den Handlungsraum rückte und damit eine Realisierungschance erhielt.

Singulär deutsch war diese Idee einer Föderativnation nicht. In der Schweiz prägte sie sich noch stärker aus, und der eidgenössische Raum ohne dominanten Kanton stabilisierte sie wirksamer. In Italien gab es ebenfalls Ansätze dazu; sie blieben wirkungsschwächer und gingen im *Risorgimento* in Gestalt der zentralstaatlichen Einheit unter. Darauf werde ich zum Schluß noch kurz eingehen.

Föderation und Nation sind historisch Gegensätze¹². Denn die Idee ‚Nation‘ gehört in der europäischen Geschichte der Neuzeit zu jenen Kräften, die staatlich auf Herrschaftsverdichtung bzw. Herrschaftskonzentration und gesellschaftlich-kulturell auf Homogenisierung zielen. Um 1800, im Umfeld der französischen Revolution und Napoleons, erreichte diese Entwicklung eine neue Qualität. Ohne hier auf die umstrittenen Kriterien zur Abgrenzung von den älteren Nationenvorstellungen einzugehen, gilt es festzuhalten, daß in der französischen Revolution die Idee Nation eine zuvor nicht gekannte Dynamik entfaltete, indem sie sich mit dem Revolutionsprogramm der Herrschafts- und Gesellschaftsdemokratisierung verband.

Das Besondere an der modernen Idee ‚Nation‘, die damals entstand, liegt darin, daß sie, *erstens*, diese Demokratisierungsverheißung von ihren revolutionären Wurzeln löste und in ein auf Dauer gestelltes evolutionäres Entwicklungsprogramm verwandeln konnte. Und zweitens löste die Idee ‚Nation‘ dieses Programm von den Gesellschaftsbereichen, auf die der Wille zur Revolution ursprünglich vorrangig zielte: die Organisation des Staates und die staatsbürgerliche Partizipation am Staatshandeln. Die neue Idee ‚Nation‘ greift weiter aus. Sie erweitert seit damals unaufhörlich ihre Zuständigkeitsbereiche, indem sie die nationale Gesellschaft als eine entwicklungsoffene Ressourcengemeinschaft entwirft, die immer weitere Lebensbereiche einzubeziehen in der Lage ist. In dieser Offenheit wird man die Grundlage für den einzigartigen Erfolgsweg dieser Idee sehen dürfen¹³. Keine andere Idee war und ist seit dem 19. Jahrhundert vergleichbar wirkungsmächtig, zunächst in Europa und Nordamerika, bald schon weltweit.

¹¹ Vgl. Langewiesche, Schmidt (Hrsg.), Föderative Nation; Langewiesche, Reich, Nation, Föderation; ders., Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa (München 2000).

¹² Vgl. ders., Staat, Nation und Föderation in der europäischen Geschichte. Gerda Henkel Vorlesung (Münster 2008).

¹³ Vgl. mit Blick auf Deutschland Jörg Echternkamp, Der Aufstieg des deutschen Nationalismus (1770–1840) (Frankfurt a. M. 1998); ders., Sven Oliver Müller (Hrsg.), Die Politik der

Die Idee ‚Nation‘ verheißt allen, die zur Nation gehören, Teilhabe an den gemeinsam erzeugten Ressourcen. Wie die Teilhabe geregelt wird, welche Ressourcen gemeint sind, verändert sich im Laufe der Zeit, und es ist stets umstritten. Ebenso ist es mit dem Kreis derer, die zur Nation gerechnet werden, und mit der Art ihres staatlichen Zusammenlebens. Hier entwickelte sich im Europa des 19. Jahrhunderts eine erhebliche Spannweite. Sie reichte von der Identität von Staat und Nation – die Nation lebt in einem einzigen Staat zusammen, und dieser Staat umfaßt keine anderen Nationen – bis zu den Staaten, die eine Vielzahl von Nationen umfassen.

Am vielfältigsten war es in der deutschen Staatenwelt. Diejenigen, die sich zur deutschen Nation rechneten oder von anderen ihr zugerechnet wurden, lebten verteilt auf eine Vielzahl von Staaten. Unter diesen Staaten gab es auch solche, die verschiedene Nationen umfaßten. Manche dieser Staaten gehörten nur mit einem Teil ihres Gebietes zum Alten Reich und dann zum Deutschen Bund. Und schließlich gab es Staaten, deren Monarch zugleich Monarch eines nichtdeutschen, nicht dem Reich, nicht dem Deutschen Bund angehörigen Staates war. Eine Antwort auf diese komplexe Lage gab die Idee der Föderativnation.

Wie läßt sich *deutsche Föderativnation* mit Blick auf das Thema dieses Buches konkret fassen? Welche Kontinuitätslinien und welche Veränderungen lassen sich vom 19. Jahrhundert rückblickend feststellen? Ich bündle meine Beobachtungen in zwei Brennpunkten: staatliche Zentralisierung und gesellschaftlich-kulturelle Homogenisierung im staatlichen Raum. Nennen wir ihn Identitätsraum.

4. Staatliche Zentralisierung als Zusammenwirken von Revolution, Fürst und Nation

Staatliche Zentralisierung verlief als ein kontinuierlicher Prozeß seit dem Spätmittelalter – ein Doppelprozeß der Herrschaftsverdichtung, wie ihn Peter Moraw nennt¹⁴, der sich innerhalb der Herrschaftsgebiete vollzog und zwischen ihnen. Herrschaft wird nach innen ausgebaut, und sie greift nach außen aus. Das Ende des Alten Reiches beschleunigte und verstärkte diesen Doppelprozeß im mitteleuropäischen Raum. Es war jedoch kein historischer Wendepunkt in dem Sinne, daß es möglich gewesen wäre, das vielstaatliche Reich durch einen Zentralstaat zu ersetzen. Diese retrospektive Phantasie hatte, wie gesagt, in dem damaligen politischen Handlungsraum keine Chance, verwirklicht zu werden.

Die napoleonische Expansionspolitik und die Auflösung des Alten Reiches schufen neue Möglichkeiten zur Herrschaftsverdichtung. Die fürstlichen Landes-

Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760–1960 (Beiträge zur Militärgeschichte 56, München 2002); allgemein: *Langewiesche*, Nation als Ressourcengemeinschaft. Ein generalisierender Vergleich, in: *ders.*, Reich, Nation, Föderation 36–52.

¹⁴ *Peter Moraw*, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490 (Berlin 1985).

herren kooperierten dabei mit den neuen Kräften der Bewegung – mit der Revolution, mit Napoleon, mit der Idee Nation. Sie alle zielten in die gleiche Richtung, auch wenn dies im Konflikt untereinander geschah: Es ging um Herrschaftsverdichtung.

Die Hauptakteure in der Phase, als das Alte Reich endete und die neue Ordnung sich schrittweise herausbildete, waren die Fürsten, nicht die Nation, auch nicht die Revolution¹⁵. Die Fürsten waren Täter und Opfer zugleich. Sie nutzten die von Napoleon erzwungene Auflösung der institutionellen Klammer in Gestalt des Reiches, um auf Kosten der Schwächeren das eigene Territorium kräftig zu erweitern. Eine Ära der feindlichen Übernahmen unter den deutschen Landesherren. Und im Inneren nutzten die Sieger diese Zeit des Zusammenbruchs von Institutionen für Reformen, die durchweg darauf zielten, ständische Herrschaftskonkurrenten zu beseitigen oder sich unterzuordnen.

Diese territoriale Herrschaftsverdichtung auf dem Gebiet des Alten Reiches nach dessen Ende blieb in der retrospektiven zentralstaatlichen Wertung defizitär. Aus der frühneuzeitlichen Perspektive, die in der Wertschätzung der kleinen Staaten etwa bei Jacob Burckhardt oder Johan Huizinga fortlebt¹⁶, erscheint hingegen die Modernisierungstat der Staatenvernichtung, ermöglicht durch das Ende des Alten Reiches, als die erste der „beiden Massenkatastrophen unter den europäischen Kleinstaaten“ im 19. Jahrhundert. So hat Werner Kaegi die napoleonische Ära charakterisiert¹⁷. Als zweite Massenkatastrophe begriff er die Gründungsphase des italienischen und des deutschen Nationalstaates.

Es geht hier nicht um die Rechtfertigung dieses provokativen Urteils, das konträr zu den bis heute gängigen steht. Es bietet eine Perspektive, die hilft, die Ära des Reichsendes aus dem retrospektiven Diktat des „noch nicht“ oder „nicht radikal genug“ zu lösen. Verläßt man den gewohnten Standort, von dem aus das damalige Geschehen üblicherweise bewertet wird, den Nationalstaat, den Deutschland nicht besaß und ein weiteres fast Dreivierteljahrhundert nicht besitzen sollte, – verläßt man diesen Sehepunkt und blickt aus der frühen Neuzeit in diese Ära, so treten geschichtsmächtige Kontinuitätslinien hervor, die immer noch fähig waren, das Handeln und Denken zu bestimmen. Die Idee der föderativen Nation gehört zu diesen Linien samt ihres institutionellen Gegenstücks, des Ordnungsmodells des *zusammengesetzten Staates*¹⁸.

¹⁵ Näher ausgeführt habe ich dies in: Die Monarchie im Jahrhundert der bürgerlichen Nation, in: Langewiesche, Reich, Nation, Föderation 111–125.

¹⁶ Jacob Burckhardt, Über das Studium der Geschichte. Der Text der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ auf Grund der Vorarbeiten von Ernst Ziegler nach den Handschriften hrsg. v. Peter Ganz (München 1982); Johan Huizinga, Wachstum und Formen des nationalen Bewußtseins in Europa bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts (1940), in: ders., Im Banne der Geschichte. Betrachtungen und Gestaltungen (Amsterdam 1942) 131–212.

¹⁷ Werner Kaegi, Kleinstaat im europäischen Denken (1938), in: ders., Historische Meditationen (Zürich 1942) 249–314, 270. Vgl. die Studien in: Dieter Langewiesche (Hrsg.), Kleinstaaten in Europa (Schaan 2007).

¹⁸ Ich habe es kürzlich detaillierter vorgestellt und umreißte es hier nur kurz: Kleinstaat – Nationalstaat (wie Anm. 3).

Zusammengesetzter Staat ist ein deutscher Quellenbegriff, der heute nicht mehr verwendet wird – ein Begriffsoffer, so könnte man sagen, zugunsten des zentralisierten Nationalstaats, der im 19. Jahrhundert langsam zum Ideal des modernen Staates schlechthin wurde und seit damals die Wertungsperspektiven bestimmt. Das 19. Jahrhundert kannte den alten Begriff noch; der Schweizer Staatsrechtler Johann Caspar Bluntschli z.B. verwendet ihn in seiner Staatslehre. Als *respublica mixta* reicht dieses Begriffsfeld bis zu Aristoteles zurück; bei Pufendorf ist zu lesen von der *respublicae compositae* als Gegenstück zur *respublicae simplicis*¹⁹.

Erst in unserer Zeit sind diese Begriffe in die Wissenschaftssprache zurückgekehrt, nun aber, wie sich das gehört, in der heutigen *lingua franca*: *composite state* bei Helmut Georg Koenigsberger 1975, *composite monarchy* bei John H. Elliot 1992. Harald Gustafsson sprach 1994 von *conglomerate empires*. Franz Bosbach schlug die Bezeichnung *Mehrfachherrschaft* vor²⁰.

Wenn Frühneuzeithistoriker solche Begriffe verwenden, verweisen sie darauf, daß im frühneuzeitlichen Europa die Fürsten zwar überall nach staatlicher Zentralisierung strebten, um ihre Macht zu steigern und konkurrierende Institutionen auszuschalten oder zumindest zu schwächen, doch dieser Machtzentralisation blieben Grenzen gesetzt. In den hinzugewonnenen Gebieten wurden deren Rechte und Privilegien vielfach nicht angetastet.

Dieses effiziente alteuropäische Ordnungsmodell geriet um 1800 unter Druck. Volksrevolution und Fürstenrevolution zielten in die gleiche Richtung: ein Generalangriff auf den *zusammengesetzten* Staat durch Zentralisierung staatlicher Macht, durch Ausschaltung von Zwischengewalten, durch Konzentration staatlicher Souveränität in einem zentralen Ort. In diesem Willen stimmten die Verfechter der Volkssouveränität völlig überein mit ihren Gegnern auf seiten der Fürsten-

¹⁹ Johann Caspar Bluntschli, Deutsche Statslehre für Gebildete (Nördlingen 1874) 142–149; zu Pufendorf s. die zweisprachige Ausgabe: *Samuel von Pufendorf*, Die Verfassung des Deutschen Reiches. Hrsg. u. übersetzt von Horst Denzer (Frankfurt a.M. 1994) 104; zu Pufendorfs Begriffen s. Franz Bosbach, Mehrfachherrschaft – eine Organisationsform frühmoderner Herrschaft, in: Michael Kaiser, Michael Rohrschneider (Hrsg.), *Membra unius capitis*. Studien zu Herrschaftsauffassungen und Regierungspraxis in Kurbrandenburg (1640–1688) (Berlin 2005) 19–34, 20. Zu der Herrschaftsform im historischen Längsschnitt grundlegend: Alois Riklin, *Machtteilung*. Geschichte der Mischverfassung (Darmstadt 2006).

²⁰ H[elmut] G[eorg] Koenigsberger, *Dominium Regale or Dominium Politicum et Regale*. Monarchies and Parliaments in Early Modern Europe, in: Koenigsberger, *Politicians and Virtuosi*. Essays in Early Modern History (London 1986) 1–25; J[ohn] H. Elliott, *A Europe of Composite Monarchies*, in: *Past and Present* 137 (1992) 48–71; Harald Gustafsson, *Conglomerates or unitary states? Integration processes in early modern Denmark-Norway and Sweden*, in: Thomas Fröschl (Hrsg.), *Föderationsmodelle und Unionsstrukturen*. Über Staatenverbindungen in der frühen Neuzeit vom 15. bis 18. Jahrhundert (Wien, München 1994) 45–62; Bosbach, *Mehrfachherrschaft* (wie Anm. 19); ders., *Krieg und Mehrfachherrschaft im 17. Jahrhundert*, in: *Prague Papers on History of International Relations* 4 (2000) 69–83; ders., *Mehrfachherrschaften im 17. Jahrhundert*, in: Uta Lindgren (Hrsg.), *Naturwissenschaft und Technik im Barock*. Innovation, Repräsentation, Diffusion (Köln, Wien 1997) 19–35.

souveränität: der homogene Staat. Ihn wollte der antifeudale Revolutionär aus dem ‚Volke‘ ebenso wie der fürstliche Revolutionär im Geiste des Reformabsolutismus.

Ausgelöscht wurde das Ordnungsmodell *zusammengesetzter* Staat jedoch keineswegs. Es überlebte nach einer Phase des Interregnums in der Schweizerischen Eidgenossenschaft, und es überlebte in der Gestalt des Deutschen Bundes. Daß diejenigen Fürsten, die den Doppelprozeß von Staatszerstörung und Staatsneubildung der napoleonischen Ära als Sieger gewinnreich überstanden hatten, auf dem Wiener Kongreß den Deutschen Bund in der frühneuzeitlichen Tradition des *zusammengesetzten Staates* schufen, hat den deutschen Klein- und Mittelstaaten über ein halbes Jahrhundert lang Bestandsschutz gewährt. Eine andere Folge war, daß ein erheblicher Teil der deutschen Nationalbewegung, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand, die deutsche Nation als eine Föderativnation entworfen hat.

Diese Perspektive, in der Kontinuitätslinien aus der frühen Neuzeit nicht als bloßer Traditionsballast auf einem geschichtsnotwendig vorgegebenen Weg in den zentralisierten Nationalstaat erscheinen, halte ich zur Einschätzung dessen, was damals geschah und was nicht geschah oder nicht geschehen konnte, für besser geeignet als die immer noch gängige retrospektive Abwertung vom nationalstaatlichen Scheitern aus.

Welche Rolle spielt in diesem konfliktreichen Prozeß, in dem Tradition und Wandel neu austariert wurden, die Idee der modernen Nation? Sie gehört wie die Fürsten zu den Kräften, die Herrschaftsverdichtung verlangten – innerhalb der einzelnen Staaten und innerhalb des Deutschen Bundes. In beiden, das ist wichtig. Auch die Idee der föderativen Nation wollte Herrschaft konzentrieren – in Gestalt des Verfassungsstaates, der zum Forderungskatalog der modernen Idee Nation gehört. Herrschaftskonzentration durch Verfassung setzten auch Monarchen ein, um ihren Anteil aus der „Massenkatastrophe“ der Kleinen zu Beginn des 19. Jahrhunderts institutionell zu sichern. Ihr Verfassungsmodell war nicht das gleiche, das sich mit der Idee der Volksnation verband, aber in dem Punkt, auf den es hier ankommt – Herrschaftsverdichtung –, stimmten alle überein.

Auch das Modell der Föderativnation setzte also auf Herrschaftsverdichtung. Nicht aber auf den Zentralstaat. Wie das neue institutionelle Dach oberhalb der Einzelstaaten im Deutschen Bund konkret gestaltet werden sollte, war umstritten innerhalb einer breiten Spannweite von Konzepten und im Handlungsarsenal. Die jüngsten Forschungsergebnisse zum Deutschen Bund zwingen dazu, den Deutschen Bund zu den Kräften der Nationsbildung zu rechnen²¹. Seine politisch restaurativen Maßnahmen gehörten ebenso dazu wie etwa seine Ansätze, die Rechtsordnung staatenübergreifend zu vereinheitlichen. In diesem gemeinsamen Handeln und dessen Wirkungen vollzog sich Nationsbildung. Es war eine Form

²¹ Jürgen Müller, *Deutscher Bund und deutsche Nation 1848–1866* (Göttingen 2005); dort werden die bisher erschienenen Bände der Quellenedition zum Deutschen Bund genannt.

von Nationsbildung, in der die meisten Akteure argwöhnisch darauf achteten, den Einzelstaat nicht zentralisierend zu entmachten.

5. Nationale Identitätsräume in der Ära des Deutschen Bundes: Kontinuität zum Alten Reich und über sie hinaus

Wenn man Nationsbildung als den damaligen Hauptweg zu kultureller Identität im Staatsraum des Deutschen Bundes versteht, dann gingen die Impulse von zwei Seiten aus: aus der Gesellschaft in mannigfacher Gestalt, etwa die vielen Vereine, Presse und Literatur, alle Medien, in denen nationale Vorstellungen verbreitet wurden, oder die Verbindungen zwischen den Universitäten, um nur einige Beispiele zu nennen. Impulse kamen aber auch von den einzelnen Staaten und dem Deutschen Bund, wenn sie staatenübergreifende Regelungen des politischen, wirtschaftlichen, sozialen Lebens durchsetzten²².

Diese Form von Nationsbildung führte über das hinaus, was im Alten Reich möglich war, doch zugleich blieb sie in der Kontinuität zum Reich, weil es auch weiterhin zwei Identitätsräume gab, in denen die Menschen Bindungen unterhielten: erstens, der engere Raum, in dem sie lebten, der jeweilige Staat oder eine Region in diesem Staat; und daneben, zweitens, das Reich und nach dessen Ende in steigender Intensität die Ordnungsidee deutsche Nation.

In dem ersten Identitätsraum, im Einzelstaat, bewegten sich alle Menschen, die dort lebten; in dem zweiten nur diejenigen, die fähig waren, zu dieser überstaatlichen Ebene, die lebensweltlich nur für einen Teil der Menschen präsent war, Bindungen aufzubauen. Im Alten Reich etwa die Bürger von Reichsstädten. Sie standen in einem unmittelbaren Verhältnis zum Reich; im Deutschen Bund gab es das nicht; er griff nicht unmittelbar auf die Bürger der Mitgliedsstaaten durch. Darin lag eine strukturelle Schwäche des Deutschen Bundes. Er trug zwar erheblich zur rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Nationsbildung bei, nicht aber zur politischen oder doch nur in negativer Abgrenzung. Politisch geriet er immer mehr in einen Gegensatz zur Ordnungsidee ‚Nation‘, weil er sich deren Teilhabewünschen verweigerte.

Als 1848 zu Beginn der Revolution versucht wurde, dies zu korrigieren und dem Deutschen Bund ein Parlament einzufügen, war es zu spät. Die Nationalbewegung sah in dem Deutschen Bund keinen potentiellen Bündnispartner mehr. Er ist anders als das Alte Reich für keine Bevölkerungsgruppe ein zweiter Identitätsraum geworden, neben dem engeren, in dem man lebte. Die Kontinuitätslinien zum Alten Reich waren aber doch stark genug, um die neue Ordnungsidee Nation föderativ zu formen. Selbst 1848, als die alten Ordnungen widerstandslos zusam-

²² Zu dieser Form von Nationsbildung, die in der derzeit vorherrschenden kulturalistischen Nationsforschung wenig beachtet wird, immer noch grundlegend: *Karl W. Deutsch*, *Nationalism and Social Communication: An Inquiry into the Foundations of Nationality* (New York 1953).

menzubrechen schienen, arrangierte sich der neue Nationalstaat mit den Einzelstaaten. Sie hätten erhebliche politische Gestaltungsmacht und mit ihren Fürsten auch eine Art Symbolgarantie für ihre Eigenständigkeit im Nationalstaat behalten.

Die Tradition des *zusammengesetzten Staates* jedoch wäre mit dem Nationalstaat, wenn seine Gründung 1848/49 gelungen wäre, ausgelaufen. Von dem Zentralparlament, hervorgegangen aus demokratischen Männerwahlen, und dem parlamentarischen Regierungssystem, das sich in der Revolutionszeit schon einge spielt hatte, wäre eine Entwicklungsdynamik ausgegangen, die für den *zusammengesetzten Staat* trotz der Fortdauer der einzelstaatlichen Monarchien wohl keinen Raum mehr gelassen hätte.

Daß aber selbst dieser Nationalstaat ebenso wie der von 1871 sich Deutsches Reich nannte, zeigt einmal mehr, wie wirksam immer noch die Bindung an das Alte Reich war²³. Das Wort Reich und die Institution des Kaisers stifteten eine historisch begründete Legitimität für eine Staatsordnung, die als Zentralstaat mit der Reichstradition der Vielstaatlichkeit brach, diese aber in einen starken Föderalismus überführte, verankert in Ländern mit eigenen historischen Traditionen, zu deren wirksamsten Fundamenten die Fürstenhäuser gehörten.

Die im Alten Reich angelegte Geschichtstradition der Vielstaatlichkeit endete 1871, doch ihre Transformation in einen starken Föderalismus setzte eine Kontinuitätslinie fort, die für die deutsche Geschichte auch weiterhin prägend blieb. Diese Linie soll abschließend knapp skizziert und das Neue, das sich entwickelte, betrachtet werden²⁴.

6. Regionale und nationale Identitätsräume im vielstaatlichen und im nationalstaatlichen Deutschland

Kulturelle Identität auf den politischen Raum zu beziehen, ist nur eine Möglichkeit, nach Identität zu fragen. Sie wird hier gewählt, weil es um die Integration von Vielstaatlichkeit in eine übergreifende politische Ordnung geht: das Alte Reich, der Deutsche Bund, der Nationalstaat, die Nation. Bezieht man also kulturelle Identität auf die staatlichen Organisationsformen in der deutschen Geschichte, so gab es stets zwei separierte Staatsräume, in denen sich kulturelle Identitätsbildung vollzog: der einzelstaatliche Raum und der Ordnungsraum oberhalb der einzelnen Staaten. Beide Räume veränderten sich im Laufe der Zeit. Das Ende des Alten Reiches und seine tiefen Wirkungen auf die Einzelstaaten, die erste kleinstaatliche

²³ Dazu insbes. *Elisabeth Fehrenbach*, Wandlungen des deutschen Kaisergedankens 1871–1918 (München 1969).

²⁴ Ich habe das näher ausgeführt in: Föderativer Nationalismus als Erbe der deutschen Reichsnation. Über Föderalismus und Nationalismus in der deutschen Nationalgeschichte, in: *Langewiesche*, Nation, Nationalismus, Nationalstaat 55–79; Das Alte Reich nach seinem Ende (wie Anm. 3).

„Massenkatastrophe“ und die Neubildung der Siegerstaaten – das alles zwang, diese beiden Identitätsräume neu zu formen.

Auf der Ebene der Einzelstaaten gelang das. Die 48er Revolution ist der Härtestest. Der Nationalstaat der Revolution wäre nicht zum Schmelztiegel für die Einzelstaaten geworden, die das Reichsende in neuer territorialer Gestalt überlebt hatten. Denn diese Revolution machte halt vor den Thronen und damit auch vor den deutschen Staaten.

Auf der Ebene oberhalb der Einzelstaaten gelang es hingegen nicht, das Reich als Identitätsraum institutionell zu ersetzen. Der Deutsche Bund wurde zwischen den einzelnen Staaten zwar zu einer durchaus effizienten Klammer, die institutionell zur Nationsbildung wesentlich beitrug, doch ein kultureller Identitätsraum für die Bevölkerung wurde der Deutsche Bund nicht. Er konnte es nicht werden, weil er keine Partizipationsmöglichkeiten bot, die die politischen Bewegungskräfte der Zeit an ihn gebunden hätten. Die Rolle, die der Deutsche Bund im Prozeß der nationalpolitischen Identitätsbildung nicht erfüllen konnte, übernahm die Ordnungsidee Nation. In ihrer föderativen Hauptlinie, die eine auf 1871 fixierte Betrachtung als partikularistisch abzuwerten sucht, fügte sie sich ein in die deutsche Geschichtstradition der Vielstaatlichkeit. Aus ihr entstand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das entwicklungs offene Leitbild Föderativnation.

Im Unterschied zum Deutschen Bund gelang es dem Nationalstaat von 1871, zu einem überstaatlichen Identitätsraum für die Deutschen zu werden, neben den einzelstaatlichen oder auch regionalen Identitätsräumen, die fortbestanden und sich weiterentwickelten. Insofern knüpfte dieser Nationalstaat an das an, was mit dem Alten Reich endete. Doch von dem neuen nationalstaatlichen Identitätsraum ging eine ganz andere Dynamik aus. Erstmals in der deutschen Geschichte bestand nun für die *gesamte* Bevölkerung eine immediate Beziehung zur politischen Ordnung oberhalb der Einzelstaaten. Und dieses Immediatverhältnis zum Nationalstaat wurde regelmäßig durch das demokratische Männerwahlrecht mit Leben erfüllt. Kulturelle Identitätsbildung durch politische Ordnung wurde deshalb nun etwas anderes als sie es vorher gewesen war. Doch sie blieb weiterhin föderativ gegliedert.

Neu war noch etwas Anderes. Nun entstand, verstärkt in der wilhelminischen Phase, ein Radikalnationalismus, der die räumliche Übereinstimmung von Staat und Nation, von politischer Ordnung und kultureller Identität, die mit der Gründung des Nationalstaates erreicht schien, in zwei Richtungen in Frage stellte²⁵: 1. Nach Innen, indem die Nationszugehörigkeit ethnisiert wurde. Das war ein Versuch, die Einheit der Staatsbürgernation aufzulösen, indem man innerhalb des Staatsraumes Nationsfremde entdeckte, denen man im Extremfall nicht die vollen Staatsbürgerrechte zugestehen wollte: Juden, Polen, andere Minderheiten.

²⁵ Vgl. dazu mit der Spezialliteratur *Peter Walkenhorst*, Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890–1914 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 176, Göttingen 2007); *Julia Schmid*, Kampf um das Deutschtum. Die deutschnationale Erinnerungsgemeinschaft in Österreich und im Deutschen Reich 1890–1916 (Frankfurt a. M. 2009).

2. Nach außen. Der Raum der deutschen Nation begrenzte sich für die Radikalnationalisten nicht auf den deutschen Staatsraum. Überall wo außerhalb der Grenzen des deutschen Nationalstaates Deutsche lebten – Deutsche in der Selbst- oder Fremdeinschätzung –, sollte eine nationalkulturelle, ethnisch verstandene Identität gewahrt oder hergestellt werden.

Im ersten deutschen Nationalstaat und in der Habsburgermonarchie wurde diese radikalnationalistische Sicht nicht zu einem staatlichen Handlungsprogramm oder doch nur sehr begrenzt, aber als gesellschaftliches Programm wurde es organisiert tätig. Dieses Programm, das die deutsche Nation staatlich entgrenzte, konnte auch an die Reichstradition anknüpfen, machte aus ihr aber etwas, das sie zuvor nicht gewesen war: ein ethnonationales Expansionsprogramm.

7. Einige Bemerkungen in vergleichender Absicht

Das Ordnungsmodell Föderativnation, entstanden aus einer historischen Entwicklung, in welcher der Raum der Nation und des Staates nicht übereinstimmen, war kein spezifisch deutsches. In der Schweiz finden wir es auch. Aber mit anderen institutionellen Bedingungen, die den Kantonen im 1848 erreichten Bundesstaat ein höheres Maß an Selbstverwaltung sicherten als es die deutschen Länder im Nationalstaat bewahren konnten.

Die Besonderheiten der deutschen Entwicklung treten am markantesten im Vergleich mit Italien hervor. Auch hier eine historisch gewachsene Vielstaatlichkeit, aber keine institutionelle Klammer vergleichbar dem Reich und dann dem Deutschen Bund. Damit fehlte ein institutionelles Gehäuse, das den Einzelstaaten Schutz bot gegen den Zentralisierungswillen im Namen der Nation. Daß die italienischen Staaten des 19. Jahrhunderts Monarchien waren, schützte sie nicht²⁶. Das „dynastische Familienkartell“ Europas, um die schöne Formulierung Heinz Gollwitzers aufzunehmen²⁷, bot keinen Bestandsschutz für regierende Häuser. Das hatte sich in der napoleonischen Ära gezeigt, und es zeigte sich erneut rund ein halbes Jahrhundert später in der Zeit der deutschen und der italienischen Nationalstaatsgründungen. Deshalb sprach Werner Kaegi von den zwei „Massen-

²⁶ Vgl. etwa *Alberto Mario Banti*, *Il Risorgimento italiano* (Roma-Bari 2004); *Derek Deales*, *Eugenio F. Bigini*, *The Risorgimento and the Unification of Italy* (London 2002); *Rudolf Lill*, *Geschichte Italiens in der Neuzeit* (Darmstadt 1988); *Lucy Riall*, *The Italian Risorgimento: State, Society, and National Unification* (London 1994); *Stuart Woolf*, *A History of Italy, 1700–1860* (London 1979, 1991); *Peter Stadler*, *Cavour. Italiens liberaler Reichsgründer* (München 2001).

²⁷ *Heinz Gollwitzer*, *Ludwig I. von Bayern. Königtum im Vormärz. Eine politische Biographie* (München 1986) 22. S. auch seine Aufsätze: *Die Endphase der Monarchie in Deutschland* (1971), und: *Die Funktionen der Monarchie in der Demokratie* (1989), in: *Heinz Gollwitzer*, *Weltpolitik und deutsche Geschichte. Gesammelte Schriften*, hrsg. v. *Hans-Christof Kraus* (Göttingen 2008) 363–383, 527–538.

katastrophen“ der europäischen Kleinstaaten. Die Schweiz erlitt sie nicht, als sie sich 1848 in einen Bundesstaat verwandelte.

In Italien zeigten sie weitaus radikalere Folgen als in Deutschland. Im Gegensatz zu Italien überlebten in Deutschland die meisten der einzelstaatlichen Dynastien als regierende Häuser und mit ihnen ihre Staaten als historisch gehärtete Selbstverwaltungseinheiten, die fähig waren, auch weiterhin als Identitätsräume zu wirken, neben dem Nationalstaat und in ihm. Darin sehe ich die Hauptwirkungslinie des Alten Reiches nach seinem Ende im 19. Jahrhundert und darüber hinaus. Eine Linie des Verhängnisses war es nicht. Doch diejenigen, die etwas ganz Anderes wollten, haben ebenfalls diese Linie für ihre Ziele genutzt.

Was aus der Wertungsperspektive des zentralistischen Nationalstaates westlicher, vor allem französischer Prägung als Defizit erscheint, als defizitäre Konzentration von Staatlichkeit und von Nationsbildung, nimmt sich in veränderter Sicht, die das Alte Reich und seine Erbschaften nicht als antimodernen Traditionsballast abwertet, ganz anders aus:

Das Ordnungsmodell Föderativnation, das auf das institutionelle Gefüge des Alten Reiches und seines Nachfolgers zugeschnitten und aus ihm erwachsen war, bot den Bürgern mehr Teilhabebereiche am Staat als zentralisierte Nationalstaaten es konnten, weil es mehrere Ebenen von Staatlichkeit gab mit jeweils eigenen Institutionen und auch eigenen kulturellen Identitätsräumen.

Hinzugefügt werden muß jedoch, daß in dieser Vielfalt der Handlungs- und Identitätsräume die Veränderung der staatlichen Institutionen mühsamer war und nicht in einer einzigen Hauptstadt für das ganze Land entschieden werden konnte. Revolutionen hatten es in der Föderativnation schwerer als in zentralstaatlich organisierten Nationen. Das ist oft hervorgehoben und mit dem Topos *Land ohne erfolgreiche Revolution* verwoben worden. Darüber sollten die spezifischen Handlungs- und Entfaltungsmöglichkeiten, die ein föderativ gestalteter politischer Raum bietet, jedoch nicht übersehen werden. Eine faire Bilanz muß beides betrachten.

Summary

The starting point of this article is the way that, in an act of historical-political legitimation, German history was re-written from the point of view of the nation state. This is recounted here as a fairy tale: the German nation, a princess, awaits the liberating kiss of the Prussian prince, who finally manfully hacks his way through the thicket of hundreds of years of a history consisting of both imperial and territorial traditions to guide the national sleeping beauty to the longed-for nation state. The article then juxtaposes to this national master narrative an interpretation which asks why so many Germans felt a sense of belonging to a German nation even as they lived in a variety of German territories or states before 1871. They had the image of a federal nation in mind whose distinctive character can

only be understood if the nation state is considered to be merely one option among others rather than an inevitable outcome which renders all others as historically inadequate. What seems from the perspective of the centralised Western nation state to be a deficient form of nation-building and of state, looks quite different in a perspective which does not dismiss the Old Reich and its legacy as nothing more than the antimodern ballast of tradition inherited from the early modern period.

The organisational model of the federative nation that grew out of the institutional structures of the Old Reich and its successor, the German Confederation, offered its citizens more opportunities for participation than a centralised nation state could do owing to the existence of several different levels of government, each of them with its own institutions and potential for the development of cultural identity. On the other hand this variety of levels of government and opportunities for the formation of cultural identities at each of them made it more difficult to reform the institutions of state. There was no single capital where decisions were made for the whole Reich. It was more difficult for revolutions to occur in a federal nation. This fact has often been pointed out and related to the idea of Germany as a country that never experienced a successful revolution (*Land ohne erfolgreiche Revolution*). Yet that should not blind us to the potential for political action and participation that did exist in a federally organized polity. A balanced account has to consider both.